Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 39

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752522

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lebe wann du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bereits erschienenen Romanteiles: An einem frühen Sonntagvormittag streift der junge Reporter Burry durch die verlassenen Straßen Londons und glaubt, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er plötzlich einen Mann in der Tracht längst vergangener Zeiten aus dem Tower auftauchen und davonschreiten sieht. — Zu gleicher Zeit sitzen die beiden Rechtsanwälte Sir Ronald Duff und Edgar Chatterburgh in ihren Bureauräumen, wie es ein vor 100 Jahren dort deponiertes Testament eines gewissen Medicus Stobbs verlangte. Das merkwürdige Testament dieses Mannes wünschte, daß stets ein Nachkomme seiner Familie Arzt werden solle, und daß an einem bestimmten Tage des Jahres 1933 die Anwälte seiner Familie in ihren Räumen zum Empfang des Medicus Stobbs selbst bereit zu sein haben. Traditionsgetreu erfüllen die Anwälte die Testamentsbestimmung, ohne an deren Innehaltung zu glauben. Da tritt der geheimnisvolle Fremde ein und legitimiert sich als der vor 100 Jahren verschollene Medicus Stobbs.

Mit Hilfe der bereitgelegten Kleider verwandelt er sich in einen modernen Menschen und verlangt nun zu dem jetzigen ärztlichen Mitglied seiner Familie geführt zu werden. Der «Arzt» entpuppt sich aber als eine junge Aerztin Dr. Cynthia Shell. Sie hört seine Erklärungen über seinen hundertjährigen Schlaf geduldig an, ist aber überzeugt, einen Geisteskranken vor sich zu haben, auf dessen Ideen sie vorläufig eingehen muß.

Inzwischen schreibt der junge Burry seinen sonntäglichen Pflichtartikel, und weil er nichts Besseres weiß, schildert er seine Begegnung mit der komischen Figur aus dem Tower. Sein Chef, der bekannte Reporter Gardener, lehnt den Artikel für die Zeitung ab, aber ... die Sache selbst interessiert ihn, und er beschließt, ihr auf eigene Faust nachzugehen.

Der «Ten-Club» erlebt eine Ueberraschung. Diesem exklusiven Club gehören immer nur zehn Mitglieder an, seit 100 Jahren eigentlich nur neun. Denn als zehntes Mitglied zählt immer noch Medicus Stobbs, der damals in seinem Club das Begehren stellte, als aktives Mitglied ständig weitergeführt zu werden, mit der Behauptung, er werde an einem bestimmten Tage des Jahres 1933 selbst einen Vortrag in der Clubversammlung halten. Dieser Tag rückt nun immer näher und gespannt erwarten die Mitglieder des Ten-Clubs die Lösung dieses Rätsels.

Reporter Gardener ist eng befreundet mit Cynthia Shell. Er erklärt ihr, daß er in Kurzem wieder verreisen muß, weit weg in die Mandschurei.

Dritte Fortsetzung

Warum kommst du nicht mit, Cynthia?»

«Nach der Mandschurei?»

«Ja. Warum nicht? Selbstverständlich müßten wir vorher heiraten.»

Cynthia Shell schüttelte energisch mit dem Kopf:

«Unmöglich, Bob! Erstens habe ich keine Lust, schon zu heiraten, nicht einmal dich. Und zweitens: du vergißt Haus Knokdrin und meine Arbeit.»

«Zum Teufel mit Haus Knokdrin und deiner Arbeit! Wir brauchen Sie beide nicht. Ich verdiene genug, um eine Frau sehr anständig zu ernähren!»

«Weiß ich, Bob. Ich verdiene noch nicht im entferntesten soviel, aber für mich alleine reicht es schon ganz nett. Aber das ist ja alles gleichgültig. Warum, Bob Gardener, hast du dich in eine Frau verliebt, die an ihrer Arbeit nicht weniger hängt, als du an der deinen? Du sagst: Zum Teufel mit ihr! und verlangst, ich soll mit dir kommen. Ich mache dir einen Gegenvorschlag: gib deine Reisen auf, werde endgültig Chefredakteur der «Sunday Sensation», bleibe in London — und wir können morgen heiraten! Wir müssen eben ein Kompromiß schließen oder das Notwendige zu ertragen lernen.»

«Aber du weißt ja nicht, was du sprichst!» fuhr Gardener auf. «Nach meiner Karriere als Reporter mich jetzt als Redakteur niederlassen, wäre dasselbe, als wenn ein General plötzlich wieder als Unteroffizier Dienst tun wollte. Du kannst das nicht von mir verlangen. Journalismus ist kein Beruf, wie ein anderer auch, er ist eine Leidenschaft, eine Krankheit, wenn du willst, etwas, was man mit dem bloßen Verstand weder begreifen noch beeinflussen kann.»

Cynthia nickte: «Man könnte also sagen, er ist beinahe so schlimm wie die ärztliche Wissenschaft. Ich respektiere alles, was du von deinem Beruf sagst. Oh, ich verstehe es nur zu gut. Und alles, was ich dir darauf antworten kann, ist, daß für mich mein eigener Beruf genau so eine Leidenschaft . . . solch eine Krankheit ist. Du kannst um dieser Leidenschaft willen nicht hier bleiben. Ich kann um der gleichen Leidenschaft willen nicht mit dir gehen. So liegen die Dinge.»

Er starrte finster auf das weiße Tischtuch zwischen ihnen:

«Mein Gott, du kannst doch nicht im Ernst deine Arbeit mit der meinen vergleichen. Bedenke, was du alles zu sehen bekämst, wenn du mit mir gingest. Und nimm es mir nicht übel: ob es in London ein Sanatorium mehr oder weniger gibt, das ist gar nicht so wichtig.»

«Gewiß nicht. Aber du vergißt, daß Haus Knokdrin für mich ein bißchen mehr ist als ein Sanatorium. Oder besser: du hast dich nie davon überzeugen wollen. Ich suche mir meine Patienten nach ganz bestimmten Gesichtspunkten aus. Sie haben alle einen kleinen, mehr oder weniger liebenswürdigen Spleen. Und in einiger Zeit hoffe ich ein Buch zu veröffentlichen, das die Wissenschaft ernst nehmen soll, obwohl es sich vielleicht nicht weniger spannend lesen wird, als . . . als ein Reisebericht von G. B. Gardener . . .»

Sie legte ihm ihre schmale, aber nervige Hand auf die Schulter: «Bob, tu mir den Gefallen, komm ein einziges Mal hinaus nach Knokdrin. Ich versichere dir, es wird dich interessieren. Auch als Journalist. Wir haben die sonderbarsten Leute bei uns. Gerade dieser Tage ist ein Mann eingetroffen, über den man ein ganzes Buch schreiben könnte. Er bildet sich ein, die letzten hundert Jahre verschlafen zu haben und führt seine Rolle geradezu genial durch. Und es steckt ein Geheimnis hinter ihm, von dem alle Londoner Zeitungen voll wären . . .»

. . . Gardener hob witternd den Kopf, sobald das Wort «Zeitung» gefallen war.

«Wenn man etwas davon wüßte», schloß Cynthia.

«Was für ein Geheimnis?» Der Journalist in Gardener war erwacht; er stellte die Frage in jenem scharfen, knappen Ton, mit dem er die zu überrumpeln pflegte, denen er, «die Würmer aus der Nase zog.»

Cynthia zuckte die Achseln: «Das darf ich dir nicht sagen.»

«Aber du kennst es, dieses Geheimnis?»

«Gewiß. Aber da ich es vom Patienten selbst erfahren habe, so fällt es unter das ärztliche Schweigegebot.»

«Ich verstehe. Aber vielleicht könntest du andeuten, wen dieses Geheimnis betrifft.»

Sie lächelte: «In erster Linie . . . mich!»

Und als er überrascht aufsah: «Mehr kann ich dir nicht sagen, mein Lieber. Aber ich will dir einen Tip geben. Frage den Betreffenden selbst. Er heißt Medicus Stobbs und ist ein sehr liebenswürdiger Herr. Wenn du willst, mache ich dich gern mit ihm bekannt. Dazu müßtest du freilich nach Knokdrin hinauskommen», fügte sie lächelnd hinzu.

Dann stand sie auf. Es war spät geworden und sie hatte einen weiten Weg. Gardener begleitete sie zu ihrem kleinen Wagen. Er war tief verstimmt. Als der Motor schon summte und sie die Handbremse löste, fragte sie:

«Wirst du kommen? Ich brauche dich, Bob! Du sollst mir helfen.»

Er beugte sich wortlos über ihre Hand . . .

Während er nach Hause ging, suchte er nach Zigaretten in der Tasche seines Ueberziehers. Ein Papier raschelte. Er zog es heraus und prüfte es beim Schein einer Straßenlaterne. Es war der Erguß des jungen Burry über den Mann mit dem roten Frack.

«Noch ein Geheimnis!» murmelte Gardener, indem er weiterschritt. «Morgen will ich beiden auf den Grund gehen . . .»

Als Gardener am nächsten Abend nach Haus Knokdrin hinausfuhr, war er in nicht sonderlich guter Laune. Die Nachforschungen im Tower hatten zu nichts geführt. Der Direktor lachte nur, als ihm der Journalist die Geschichte von dem Mann im roten Frack erzählte, der eines schönen Morgens aus dem Tor des Towers in die Frühlingsluft hinausspaziert war. Aus Höflichkeit gegen den bekannten Zeitungsmann ließ er jedoch den Inspektor kommen, dem Gardener seine Fragen wiederholte. Aber auch dieser Beamte schüttelte nur den Kopf — etwas zu nachdrücklich, fand Gardener — und wollte nichts gesehen oder auch nur gehört haben. Es blieb dem Journalisten nichts anderes übrig, als sich mit einer Entschuldigung zu verabschieden.

Nun steckt ja in jedem Reporter ein Stückchen Geheimpolizist, und darum war sich Gardener dessen bewußt, daß die Nachfrage bei den offiziellen Stellen nicht immer die Wahrheit zutage fördert.

Also setzte er sich hinüber in das «Gasthaus zum Tower», wo, wie er wußte, die «Beefeater» verkehrten. Es saßen auch ein paar von ihnen da und schienen nicht abgeneigt, sich von dem fremden Herrn freihalten zu lassen. Nach einer Viertelstunde war man im besten Schwatzen, und als Gardener das Gespräch so von ungefähr auf seltsame Geschichten brachte, die sich am helllichten Tage ereignet hatten, schien einer der Rindfleischesser nicht übel Lust zu haben, von einem Vorkommnis zu erzählen, das sich erst ganz kürzlich ereignet und in dem er selbst eine Rolle gespielt hatte. Eben hatte er begonnen: «Da hat mir doch neulich so ein komischer Kerl einen gehörigen Schreck eingejagt, grade als ich morgens das Tor öffnete . . .», als der Inspektor die Gaststube betrat. Als er den Journalisten inmitten seiner Untergebenen sitzen sah, warf er diesen einen derartig wütenden Blick zu, daß dem redseligen «Beefeater» vor Schrecken der Mund mit einem hörbaren Ruck zuklappte. Gardener begriff, daß er hier nie etwas über den Mann erfahren würde, den der junge Burry gesehen haben wollte.

Der Aerger über diesen Mißerfolg nagte noch an ihm, während er am Steuer seines Wagens saß und durch das Gewirr des Londoner Abendverkehrs fuhr. Aber er verschwand sofort, als er im Haus Knokdrin angelangt war und Cynthia ihm auf der Schwelle ihres Salons entgegentrat.

«O wie gut, daß du da bist, Bob! Ich brauche deinen Rat. Vor allem aber bin ich stolz und glücklich, daß du endlich einmal meine Arbeitsstätte mit deinem Besuch auszeichnest. Das soll auch belohnt werden. Du wirst heute einen der interessantesten Burschen kennenlernen, der mir in meiner ärztlichen Praxis bisher über den Weg gelaufen ist. Du wirst dich mit ihm über Indien unterhalten können . . .»

«Alles, Cynthia, nur das nicht! Ich hasse diese Gespräche, die immer damit beginnen, daß diese sogenannten Fachleute meine Artikel über den grünen Klee loben, um mir dann nachzuweisen, wo ich mich geirrt hätte und daß es jammerschade sei, daß man sie nicht vorher um Rat gefragt habe.»

Cynthia lachte: «Keine Angst, Bob, er hat nicht eine einzige Zeile von dir gelesen. Und wenn er von Indien spricht, meint er das Indien von vor hundert Jahren. In dem kennt er sich aus, von Gandhi hingegen hat er noch nicht einmal den Namen gehört . . .»

Und sie begann, dem immer aufmerksamer zuhörenden Bob eine Art ärztlichen Steckbrief des Medicus Stobbs zu

(Fortsetzung Seite 1242)

Aufnahmen Gaberell

Zur Herbstfahrt des Schweizerischen Burgenvereins

Schloß und Stadttor von Estavayer

entwickeln. Der Mann sei in ein an sich nicht ungewöhnliches Wahnsystem verstrickt. Nicht das sei so merkwürdig, daß er glaube, hundert Jahre verschlafen zu haben, wie er sich ausdrückte, sondern die wirklich minutiöse Kenntnis aller Ereignisse und Lebensverhältnisse, wie sie von einem Jahrhundert geherrscht haben, gepaart mit einer ebenso großen Unkenntnis all dessen, was sich seitdem ereignet hat. Sie habe ihn nach beiden Richtungen hin geprüft, denn sie sei natürlich sehr mißtrauisch gewesen . . . sei es zum Teil noch jetzt. Und wenn sich auch das Vergessen wenigstens theoretisch erklären lasse, so bleibe die erstaunliche Kenntnis vergangener Verhältnisse schwer zu klären. Jedenfalls sei Mr. Stobbs für ihr Studium gewisser leichter Formen der Geisteskrankheit ein unersetzliches Exemplar, das ihr unter keinen Umständen verlorengehen dürfe. Nun aber beginne dieser Mann Selbständigkeitsgelüste zu zeigen und sie sei nicht in der Lage, ihn zu behandeln, wie einen entmündigten und ihr in Obhut übergebenen Patienten, obwohl das nach ihrer Ansicht eigentlich nötig sei. Und dann erzählte sie kurz von dem Zusammenhang zwischen diesem Medicus Stobbs und jenem Legat, das die Grundlage ihrer Tätigkeit in Knokdrin abgab.

Bob hatte mit ständig wachsendem Interesse zugehört. Er hätte gern noch einige Fragen an Cynthia gerichtet, aber in diesem Augenblick wurde die Tür des Salons geöffnet und der Journalist sah einen Mann eintreten, für den er sofort die stärkste Sympathie empfand. Frl. Dr. Shell machte die beiden Herren miteinander bekannt:

«Dies ist Medicus Stobbs, lieber Bob!»

«Medicus Stobbs, ich erlaube mir, Sie mit Mr. G. B. Gardener bekannt zu machen, einem der ersten Zeitungsmänner Englands und — was mehr besagen will — mein Freund. Ich habe Mr. Gardener darüber unterrichtet, daß Sie aus einem andern Zeitalter zu uns gekommen sind, lieber Medicus.»

Man ging sogleich zu Tisch. Während der Mahlzeit berührte das Gespräch bald diesen, bald jenen Punkt, ohne lange haften zu bleiben. Trotzdem erfüllte es vollständig den Zweck, den Gardener, der es führte, damit verfolgte. Seine virtuose Ausfragetechnik des erfahrenen Reporters legte soviel Fallen, daß auch ein sehr gerissener Schwindler in eine von ihnen hätte geraten müssen. Aber Medicus Stobbs verlor weder seine Unbefangenheit, noch fiel er im mindesten aus der Rolle, die, nach Ansicht der Aerztin, sein Wahnsystem ihn spielen hieß.

Als man bei Kaffee und Zigaretten saß, — der Medicus hatte sich eine etwas altertümliche Pfeife angesteckt — ging der Journalist geradewegs auf sein Ziel los:

«Ich werde unser heutiges Zusammentreffen am Tisch von Frl. Dr. Shell selbstverständlich nicht journalistisch ausnutzen, Mr. Stobbs», sagte er, «aber Sie werden begreifen, daß man in den Zeitungsredaktionen ein enormes Interesse für Sie haben würde, wenn man nur etwas von Ihrer Existenz ahnte. Es wäre deshalb wertvoll für mich — und sicher auch interessant für unsere schöne Gastgeberin, etwas über Ihre nächsten Pläne zu erfahren. Wenn Sie je gedenken, an die Oeffentlichkeit zu treten — wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie sich meiner Dienste dabei annehmen wollten.»

«Sagten Sie nicht, Sie würden nächstens einen Vortrag halten?» fing Cynthia den ihr von Gardener zugeworfenen Ball geschickt auf.

«Ja. In meinem Club, dem Ten-Club. Und vom Ergebnis der Aussprache, die sich an diesen Vortrag schliessen wird, hängt es ab, bis zu welchem Grade ich gezwungen sein werde, mein Geheimnis der großen Oeffentlichkeit preiszugeben.»

«Aber sagen Sie uns wenigstens: wo haben Sie hundert Jahre verschlafen?»

Der Medicus lächelte: «Das gehört zu den Geheimnissen, auf deren Enthüllung die Mitglieder des Ten-Clubs vor allen anderen Menschen Anspruch haben. Aber ich bitte Sie und Frl. Dr. Shell, dort meine Gäste zu sein. Unter der Bedingung freilich, daß Sie nichts ohne meine Erlaubnis veröffentlichen.»

Als Mr. Stobbs den Namen des Ten-Clubs nannte, hatte Gardener leise durch die Zähne gepfiffen. Jetzt sagte er:

«Ich fürchte, Sie werden Ihre Einladung nicht aufrechterhalten können, Medicus. Soviel ich weiß, erlaubt es das Clubstatut weder Frauen noch Journalisten, den Vorträgen des Ten-Clubs beizuwohnen. Ich fürchte, man wird das Vergehen, gleich mit je einem Exemplar dieser beiden verbotenen Kategorien zu erscheinen, selbst bei einem Manne nicht tolerieren, der auf eine so ehrwürdige Dauer der Mitgliedschaft herabsehen kann, wie Sie.»

«Oh, warten wir es ab . . .» war alles, was Medicus Stobbs auf diesen Zweifel erwiderte. Bald darauf verabschiedete er sich.

Bob blickte ihm noch nach, als sich die Tür schon längst hinter seinem Rücken geschlossen hatte. «Na, was sagst du dazu?» fragte Cynthia.

«Oh, der Bursche bringt einen fast auf Gedanken, die ein aufgeklärter Mensch unserer Zeit eigentlich nicht haben sollte. Wie heißt es im Hamlet: «Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt.» Andererseits haben sich die Naturgesetze, oder das, was wir dafür halten, bis jetzt als ziemlich zuverlässig erwiesen . . . Jedenfalls, Cynthia, gratuliere ich dir zu diesem Patienten. Es muß eine Herzenslust sein, ihm mit allen Hilfsmitteln der Psychoanalyse, Tiefenpsychologie und wie all der Hokuspokus heißt, zu Leibe oder vielmehr zu Seele zu gehen. Dabei wird es dich hoffentlich nicht stören, wenn ich etwas den äußeren Verhältnissen dieses Falles nachspüre. Jedenfalls brenne ich darauf, den Mann reden zu hören. Nur bezweifle ich sehr, daß man uns beide hineinläßt. Ich für meinen Teil werde deshalb Vorbereitungen treffen, um auch dann zuhören zu können, wenn man uns aus dem Club hinauskomplimentiert. Jedenfalls lasse diesen Medicus ruhig machen, was er will. Du läufst, soweit ich die Sache übersehen kann, keinerlei Gefahr dabei, — und außerdem werde ich aufpassen!»

Als er von Knokdrin wieder nach London gefahren war, ging Gardener in einen Club, in dem er mit ziemlicher Sicherheit den jungen Burry treffen konnte. Richtig fand er ihn vor dem Kamin des Lesezimmers sitzend, die Beine auf der Messingbrüstung, und leise schnarchend.

Gardener gab ihm einen Puff, daß er aufwachte.

«Burry», sagte er, «ich fürchte, du wirst meine zwei Pfund wieder herausgeben müssen. Ich habe heute im Tower nach deinem Mann im roten Frack geforscht, habe aber nichts gefunden.»

(Fortsetzung Seite 1244)

Burry sah ihn ärgerlich an: «Aber ich sagte dir doch ausdrücklich, der Kerl ist weggefahren. Selbstverständlich kann er da nicht mehr im Tower sein. Das war der einzige Ort, an dem du dir das Suchen bestimmt ersparen konntest.»

Damit schloß der junge Burry seine whiskyschweren Augen und schlief wieder ein.

Ein Mikrophon wird eingeschmuggelt.

Je näher der 21. Mai herannahte, umso nervöser wurde der Right Honourable Thomas Wedgwood, der Vorsitzende des Ten-Clubs. Er war in den Club aufgenommen worden auf Grund seiner Verdienste um die okkultistischen Erscheinungen und stand mit den Geistern Abgeschiedener sozusagen auf du und du. Hätte dieser Medicus Stobbs in seinem Brief angekündigt, er werde nach hundertjähriger Pause als Gespenst den Club wieder aufsuchen, Thomas Wedgwood hätte das ganz in der Ordnung gefunden und wäre Herr der Situation geblieben. Aber mit Leuten, die sich hundert Jahre lang nicht etwa ins Grab, sondern einfach ins Bett legten und die Zeit verschliefen, wußte er nichts Rechtes anzufangen.

Keinesfalls durfte man natürlich jedem, der daherkommen würde und behauptete, Medicus Stobbs zu sein, das ohne weiteres glauben. Man mußte den etwaigen Kandidaten auf Herz und Nieren prüfen. Zu diesem Zweck hatte Thomas Wedgwood zwei der ältesten Clubmitglieder hinzugezogen, und die drei hatten gemeinsam eine sehr strenge Prüfungsordnung aufgestellt. Während ihrer Beratungen war jener kleine Zwischenfall geschehen, den der Vorsitzende für eine böse Vorbedeutung zu nehmen nicht unterlassen konnte. Während die drei Herren gerade ihr kriminalistisches Licht leuchten ließen, war plötzlich das elektrische Licht im Clubhaus erloschen und sie saßen im völligen Düstern. Nicht lange allerdings, denn nach ein paar Minuten stellten sich zwei Leute ein, die erklärten, sie seien von der Elektrizitätsgesellschaft und arbeiteten an einer Anlage für das Nebengrundstück. Dabei hätten sie aus Versehen ein falsches Leitkabel durchgeschnitten und so dem Clubhaus das Licht entzogen, wofür sie sich vielmals entschuldigten. Sie arbeiteten dann eine Viertelstunde in verschiedenen Räumen, darunter auch im Sitzungssaal, und plötzlich erstrahlte das Haus des Ten-Clubs wieder in vollem Licht. Die ganze Störung hatte nicht länger als eine halbe Stunde gedauert. Dann konnten die Herren ihre Beratung zu Ende führen, die den Zweck hatte, den pp. Stobbs auf Herz und Nieren zu prüfen.

Die Sitzungen des Ten-Clubs begannen traditionsgemäß um neun Uhr abends. Auch in diesem Fall war von dem alten Brauch nicht abgewichen worden. Aber man hatte die Mitglieder gebeten, sich eine Stunde vor dem offiziellen Anfang der Tagung im Clubhaus einzufinden. Und da jedermann wußte, um was es sich handelte, so waren die Clubmitglieder sämtlich erschienen, mit Ausnahme von Colonel Swinby, den sein Dienst bei der Gesandtschaft in Kabul festhielt und Prof. MacLean, der unerreichbar auf den Nicobaren saß. Dagegen hatte Mr. Perries in Bagdad das Flugzeug genommen und war rechtzeitig zur Sitzung in London eingetroffen.

Die sieben Herren saßen um den Kamin im Rauchzimmer und unterhielten sich eifrig. Der Vorsitzende hatte ihnen aus den Akten dieses Medicus Stobbs vorgelesen und ihnen mitgeteilt, wie er einen etwaigen Ankömmling zu prüfen gedächte. Der einzige, der sich an dem Gespräch nicht beteiligte, war Colonel Greasy. Er hatte sich in einen stillen Winkel zurückgezogen und sah seine Vortragsnotizen durch. Denn er war fest überzeugt davon, daß dieser sagenhafte Stobbs nie erscheinen würde und daß an seiner Stelle er, Colonel Greasy, das Referat des Abends halten würde.

Es war genau zehn Minuten vor neun, als der alte Butler des Clubs mit einem kleinen silbernen Tablett in der Hand eintrat und würdevoll auf den Right Honourable Thomas Wedgwood zuschritt. Dieser sah zu seinem Erstaunen drei Besuchskarten auf dem Tablett liegen. Er las sie, und der Ausdruck höchsten Erstaunens und gleichzeitig größten Aergers erschien auf seinem Gesicht.

«Führen Sie die Herrschaften in den kleinen Salon!» sagte er zu dem Butler. Und als dieser ebenso langsam und würdevoll wie er gekommen war, das Zimmer wieder verlassen hatte, rief er aus:

«Die Sache fängt gut an! Medicus Stobbs ist soeben eingetroffen und hat sich zwei Begleiter mitgebracht. Begleiter von einer Art, die prinzipiell von jeder Verbindung mit dem Club ausgeschlossen sind. Außer seiner eigenen Karte habe ich hier die von Frl. Dr. Cynthia Shell, leitende Aerztin des Sanatoriums Haus Knokdrin, und die von Mr. G. B. Gardener . . .»

Cynthias Name war schweigend angehört worden, er war offenbar niemandem der Anwesenden bekannt. Als aber Gardener genannt wurde, brach eine Art Tumult aus, wenn sieben wohlerzogene englische Gentleman überhaupt einen Tumult verursachen können.

«Gardener? . . . Der Meisterreporter? . . . Ein Journalist im Ten-Club? Unmöglich . . .» schallte es durcheinander. Der Vorsitzende bat um Ruhe:

«Seien Sie unbesorgt, meine Herren, ich werde unter keinen Umständen zugeben, daß die Satzungen des Clubs verletzt werden!»

«Sie können diesen angeblichen Medicus Stobbs auch gleich vor die Tür setzen», rief Colonel Greasy, «wenn er die Regeln des Clubs nicht kennt, kann er unmöglich sein Mitglied gewesen sein.»

«Nun, nun», warf ein anderer ein, der sich offenbar das Vergnügen nicht entgehen lassen wollte, den Mann Stobbs zu Gesicht zu bekommen, ob er nun echt war oder nicht, «seien Sie nicht so hitzig, Greasy! In hundert Jahren vergißt sich mancherlei.»

Der Right Honourable Wedgwood war inzwischen aus dem Zimmer gegangen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich die Tür wieder öffnete. Mit einem leisen Ruf des Erstaunens erhoben sich sämtliche Herren.

«Gentlemen!» sagte der Vorsitzende, «Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Medicus Stobbs vorzustellen, Mitglied des Ten-Clubs seit 1817.»

Der Mann im roten Frack, mit dem fein gefältelten Battistjabot im Westenausschnitt, verneigte sich mit altmodischer Grazie. Etwas weniger formvollendet fiel die Verbeugung der sieben Clubmitglieder aus, als nun der Vorsitzende ihre Namen nannte. Colonel Greasy deutete die seine kaum an, und in seinen Gesichtszügen war deutlich zu lesen, was er dachte: «Ich will einen Besen fressen, wenn dieser Kerl etwas anderes ist, als ein ganz gerissener Schwindler.» Und er nahm sich vor, sobald man sich gesetzt habe, zu fragen, wie dieser Mr. Stobbs es sich erlauben könne, eine Frau und sogar einen Journalisten in den Club mitzubringen.

Aber er kam vorläufig nicht dazu. Denn schon begann der Vorsitzende:

«Meine Herren, bevor wir uns in den Sitzungssaal begeben, um die offizielle Sitzung zu eröffnen, möchte ich Ihnen mitteilen, daß für mich kein Zweifel daran besteht, daß dieser Herr, den ich Ihnen soeben als Medicus Stobbs vorgestellt habe, wirklich ein Recht hat, in unserer Mitte zu weilen. Mr. Stobbs hat mir unzweifelhafte Beweise seiner Identität gegeben. Nicht nur, daß er mir seine Mitgliedskarte überreicht hat — das allein wäre kein Beweis. Aber Mr. Stobbs konnte mir auch die Namen sämtlicher Mitglieder des Clubs aus den Jahren 1817—1832 nennen, nebst ihren Berufen und ihrem speziellen Arbeitsgebiet, um dessentwillen man ihnen die Mitgliedschaft verliehen hat. Und schließlich hat Medicus Stobbs das Vorhandensein eines bestimmten Dokumentes im Archiv behauptet, von dessen Existenz selbst ich bis vor wenigen Tagen keine Ahnung hatte, und er hat es mit dem ersten Griff gefunden. Somit bleibt für mich kein Zweifel daran, daß dieser Herr identisch ist mit jenem Medicus Stobbs, der im Jahre 1817 Mitglied des Ten-Club wurde und im Jahre 1833 verschwand unter Hinterlassung jenes Schriftstückes, das Ihnen allen bekannt ist, und in dem er seine Wiederkehr für den heutigen Tag ankündigte. Besteht danach irgendein Bedenken, diesen Herrn wieder in die Mitgliedschaft des Ten-Clubs aufzunehmen?»

Alle schwiegen, nur Colonel Greasy räusperte sich heftig und sagte:

«Ohne Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen, Mr. Wedgwood, aber haben Sie den Gentleman gefragt, warum er, der doch sozusagen unser ältestes Mitglied hier sein will, offenbar die Clubregeln nicht kennt?»

Medicus Stobbs erhob sich: «Wenn das auf die Begleitung abzielt, in der ich dieses Haus betreten habe, so ist die Erklärung sehr einfach. Als ich mich von dem Club beurlaubte, existierte der Bann gegen Journalisten noch nicht, da diese selbst kaum erst zu existieren angefangen hatten. Was aber die Zulassung von Frauen betrifft, so bedenken Sie, wie sehr die Stellung der Frau im öffentlichen Leben seit meiner Zeit sich verändert hat. Wenn ich zu meiner Verblüffung erfahren mußte, daß jetzt Damen im englischen Parlament sitzen, so durfte ich vielleicht auch annehmen, daß sie möglicherweise inzwischen zur Mitgliedschaft im Ten-Club zugelassen worden seien. Im übrigen haben die beiden Herrschaften sich entfernt, sobald unser Herr Vorsitzender sie über die Unmöglichkeit aufklärte, ihren Wünschen zu entsprechen — was ich für mein Teil sehr bedaure.»

*

«. . . Was ich für mein Teil sehr bedaure . . .», quäkte es aus dem Lautsprecher. Bob grinste: «Sehr liebenswürdig von Mr. Stobbs, er scheint moderner zu denken, als die heutige Generation des Ten-Clubs. Schade, daß er nicht weiß, wie gut wir sein Kompliment gehört haben.»

Gardener war noch immer ein wenig benommen von der Entdeckung, die er gemacht hatte, als er Cynthia mit Mr. Stobbs abholte und sich in letzterem plötzlich — Burrys «John Walker» gegenübersah.

Cynthia, die an seiner Seite auf dem Divan seines Zimmers saß, runzelte ein wenig die Stirn:

«Eigentlich ist es aber doch eine Gemeinheit, daß wir ihn und den ganzen Club hier so belauschen. Wie hast du das eigentlich angestellt?»

«Mach dir keine Gewissensbisse, Cynthia! Ein Journalist ist immer eine Art Indianer auf dem Kriegspfad, wenn er sich auf der Jagd nach Neuigkeiten befindet: Krieg ist Krieg, und jede List ist gestattet. Ich kenne ein paar Jungens, die sind wahre Meister im Anlegen von geheimen Leitungen. Die haben neulich mal eine halbe Stunde lang den Ten-Club in Dunkel getaucht, um dann in den meisten Räumen kleine Mikrophone einzubauen.

(Fortsetzung folgt)

Herbstabend

VON GOTTLIEB BAUMANN

Wenn die Ahornblätter sonnverbrämt
in den kühlen Abend fallen,
wenn der See wie schlafgelähmt
schon des Traumes leisem Wallen
seine Flut und Ufer beut;
wenn die Berge dunkel grenzen
— wie mit schwarzem Haar, brokatbestreut —
in die goldne Krone, in das Glänzen
eines Abschieds, einer reifen Zeit;
wenn die Felderstille weit
Ruhe werden läßt nach Sommertänzen,
wenn am Waldrand Herbstzeitlosen
hilflos aus den feuchten Moosen
in das große Sterben blühn,
wenn die Wolken feierlich verglühn —
— da durchzieht die Seele ein Erinnern
das sich leis nach Zukunft tastet,
das in zwielichtfahlem Innern
eine heile Weile rastet,
um in seine Nacht zu gehn,
in sein Sternbild und sein Auferstehn.
Dann bewegt sich noch einmal was war
in den Dämmerräumen unsrer Seele:
Liebe, Trauer, Träumenszeit, Gefahr,
und das Dauernde wird offenbar,
und es gilt kein Winter, gilt kein Jahr,
daß nicht ein Geschehen von Kindheit fehle.
Alles dichtet sich zu einem vollen Tage,
redet seines Wandels dunkle Klage,
— doch am Ende kommt aus allem diese Frage:
Wie muß wohl der nächste Frühling werden?
Und es atmet aus den Ackererden,
in uns steigt ein heimwehhaft Erschauern;
diese Frage wird uns bis zum Tode dauern,
diese läuten noch die letzten Herden:
Wie muß wohl der nächste Frühling werden? —

PKZ